

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 220.

Samstag, 22. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banktrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Windeder.

(23. Fortsetzung.)

Minuten verstrichen.

Frau Marianne sah blaß, aber gefaßt im Zimmer des Kommissars. Der Beamte war aus Fenster getreten und sah nachdenklich nach den grünen Anlagen hinüber. Der Lärm spielender Kinder klang von der nahen Schule herüber. Wie herrlich waren diese späten Maistage. Wieviel Freude gaben sie — wieviel Hoffen. Die Räder der Straßenbahn schrien höhnisch in den Kurven.

Marianne wußte, daß ihr heute das Schwerste bevorstand. Biet Tage war sie nun in Frankfurt. Vier furchtbare Tage.

Ihre Freundin wohnte draußen in einer der modernen Vorortsidlungen. Ein kleines, neuarchisches Haus, mit flachem Dach und glatten Wänden. Es war geradezu Mode geworden, in diese kleinen Häusern zu ziehen. Man machte sich einen Sport in Frankfurt daraus.

Als Frau Marianne im Mietwagen vorfuhr, begrüßten sie ernste Gesichter.

„Was ist?“ fragte sie hastig, beunruhigt durch diesen Empfang. Aber die Freundin beruhigte sie.

„Ich habe dein Telegramm, das deine Ankunft anzeigt, bekommen und entsprechend vorgesorgt. Hier . . .“ sie öffnete die Türe zum Nebenzimmer, „trinke erst eine Tasse Kaffee, um deine Lebensgeister wieder zu wecken. Du mußt ruhiger sein. Dr. Kern wird in einer Viertelstunde hier sein.“

„Wer ist Dr. Kern?“ fragte Marianne erschrocken. „Kindchen, du bist aber nervös!“ Beruhigend legte die Freundin ihren Arm um Frau Mariannes Schulter. „Es handelt sich doch nur um dein Vermögen. Du weißt noch nicht, daß dein Mann inzwischen geflohen und — verhaftet worden ist?“

„Enrico?“

„Ja. Und es besteht alle Gefahr, daß er auch mit deinem Vermögen jene Geschäfte gemacht hat, die ihm jetzt die Betrugsklage eingebracht haben. Darum bestellte ich Doktor Kern. Er ist mein Anwalt — und ein tüchtiger Anwalt zugleich. Er hat in deinem Interesse, auf meine Verantwortung hin, bereits Schritte unternommen, damit du nicht zu Schaden kommst.“

„Du bist ein lieber Mensch,“ sagte Marianne dankbar. „Befreit von einer unerklärlichen Angst, die sie auf der ganzen Reise hierher begleitete. Wie froh war sie, diese Freundin zu haben.“

Sie plauderten. Erst jetzt erfuhr Frau Marianne alle die grauenhaften Einzelheiten, die mit ihrem Namen zusammenhingen. Von dem Mord, von den Angriffen der Presse. Sie war froh, als bald darauf Doktor Kerns Auto vorfuhr.

Der Anwalt war ein noch junger, lebhafter und sehr energischer Mensch, der Marianne viel Vertrauen einflößte.

„Ich schlage vor, gnädige Frau, daß Sie gleich morgen früh mit mir zur Staatsanwaltschaft fahren, um einen eiligen Arrest auf alle noch vorhandenen Vermögenswerte zu erlangen. Ich habe in diesem Sinne schon mit dem Gericht vorverhandelt und glaube und hoffe, daß keine allzu großen Hindernisse mehr zu überwinden sind. Sie hatten Gütertrennung?“

(Nachdruck verboten.)

„Ja.“

„Das ist gut. Ihr Gatte befindet sich in Untersuchungshaft.“

„Ich weiß,“ nickte Marianne.

„Ich darf Sie jetzt wieder verlassen, gnädige Frau,“ sagte Doktor Kern in seiner knappen, kurzen Art. „Die folgenden Tage werden für Sie genug Aufregungen und Anstrengungen bringen. Rufen Sie den heutigen Abend, um Nervenkraft und Energie zu sammeln. Auf Wiedersehen!“

„Nun?“ lächelte die Freundin, als der Rechtsanwalt gegangen war. „Wie gefällt er dir?“

„Ich bin dir so dankbar,“ sagte Frau Marianne erlöst.

Doktor Kern hatte nicht zuviel gesagt. Stundenlanges Warten, unendlich lange Unterredungen, Protokolle, eidesstattliche Erklärungen und Prüfungen der Unterlagen. Zum erstenmal erkannte Marianne, wie schwerfällig dieser ganze Apparat doch arbeitete. Oft verlor sie die Geduld. Aber immer wieder lenkte sie der junge Anwalt umsichtig mit einem kurzen Wort, einem Scherz, zu dem er das Gesicht nicht verzog.

Als dann endlich alle Wege gegangen, alle Protokolle geschrieben und die Richtigkeit aller Unterlagen festgestellt war, sprach Frau Marianne zu dem jungen Anwalt von dem, was sie — trotz des gefährdeten Vermögens — alle die Tage über am meisten beschäftigt hatte: von ihrer Ehescheidung.

„Ah . . .“ machte Doktor Kern, „das ist vielleicht das Schwierigste. Nicht daß die Klage keine Aussicht auf Erfolg hätte, — aber die Zeit — die Dauer. Man ist so rasch verheiratet — und es dauert eine kleine Ewigkeit, bis man wieder auseinander ist.“ Er lachte.

„Ich möchte Ihnen raten, Ihren Gatten im Untersuchungsgesängnis aufzusuchen. Sich mit ihm auseinanderzusetzen. Das dürfte das Beste sein. Und das Schnellste. Wünschen Sie, daß ich sofort die erforderlichen Schritte einleite?“

„Unbedingt,“ drängte Frau Marianne.

„Hoffen wir das Beste, gnädige Frau,“ lächelte Doktor Kern, sich verabschiedend.

Das waren die Ereignisse der letzten Tage gewesen. Marianne hatte gefühlt, wie ihre Nervenkraft nachließ, — wie sie anfang müde zu werden.

Noch war da dieser letzte Weg zu Chiari. Zu diesem Menschen, dessen Namen sie trug — den sie haßte.

Mitten in dem Wust all dieser sich überstürzenden Ereignisse war René immer in ihrem Bewußtsein gewesen. Immer sah sie sein Gesicht vor sich, — immer noch spürte sie seine zärtlichen Hände.

Lieber Junge.

Voller Schrecken dachte sie plötzlich an ihren Brief, den sie hinterlassen hatte. Wie mochte er ihn aufgefaßt haben? Würde er auf sie warten? Hastig war sie nach dem kleinen, hellen Zimmer hinaufgelaufen, das ihr die Freundin für die Dauer ihres Frankfurter Aufenthaltes zur Verfügung gestellt hatte, — hatte Briefpapier und Federhalter aus der Mappe genommen und angefangen zu schreiben.

Aber dann stockte sie.

Hatte sie nicht selbst diese Probezeit verlangt? War es nicht besser, diese wenigen Tage noch zu warten? Mit einer hastigen Bewegung hatte Frau Marianne den anfangenen Brief wieder zerrissen und sich dabei überrascht, wie sie begann, einen neuen zu schreiben. Aber auch der blieb liegen. Die Erregung in ihr wuchs. Würde René auf sie warten?

Sie hatte sich überwunden. Da wartete noch zuerst der Weg zu Chiari auf sie. Ein grausamer Weg. Sie fürchtete sich vor den kommenden Stunden. Aber nun gab es ja kein Ausweichen mehr.

Scheu sah sie zu dem Polizeikommissar hinüber, der noch immer mit verchränkten Armen, in Nachdenken versunken, am Fenster lehnte. Was würden ihr die nächsten Minuten bringen?

Klopfen an der Tür schreckte Frau Marianne aus ihren quälenden Gedanken auf. Sie blickte hoch. Mit einem heftigen Ruck wurde die Tür aufgestoßen — Kommissar Weiß wandte sich hastig um — Direktor Chiari stand vor seiner Frau.

Auch Frau Marianne hatte sich erhoben. Sie schien noch blässer als zuvor. Mit einem fragenden Blick voller Feindseligkeit starrte der Italiener seine Frau an.

„Du hier? Was willst du noch von mir?“ fragte er mißtrauisch.

Kommissar Weiß gab dem begleitenden Wachmeister einen Wink. Der Mann verschwand lautlos.

„Ich möchte ein paar Worte mit dir sprechen,“ sagte Frau Marianne, sich zur Ruhe zwingend. „Nach allen den furchtbaren Ereignissen der letzten Tage gibt es wohl nichts mehr, das uns verbindet. Ich bitte dich, Enrico, mir jetzt endlich die Freiheit zu geben, — nachdem gesellschaftliche Rücksichtnahmen, hinter die du dich früher bei meiner Bitte so gern verschanzt hattest, — nicht mehr existieren. Quäle mich nicht weiter.“ Sie hatte leise, mit wachsender Erregung gesprochen. Kommissar Weiß stand wieder abgewandt am Fenster und rauchte eine Zigarette. In der Hand hielt er eine Zeitung. Er las.

Chiari hatte seine Frau mit einem spöttischen Blick gemustert.

„So . . . so . . .“ machte er nach einer Weile, „die Ratten verlassen das Schiff. Mit einem Mann, der unter Mordverdacht in Untersuchungshaft sitzt, hast du keine Gemeinschaft mehr. Sehr interessant. Du bist entzückend.“

Er machte eine Pause, betrachtete Frau Marianne bezeichnend von oben bis unten. Dann, nun in italienischer Sprache fortfahrend, überschüttete er seine Frau mit einer Flut der widerlichsten Vorwürfe.

Kommissar Weiß, der genügend Italienisch verstand, schüttelte leise den Kopf. Er war sich nicht bewußt, daß er vor Zorn die Zeitung in seiner Hand zusammenballte.

„Sie haben noch zwei Minuten Zeit, Chiari“, sagte er laut. Frau Marianne sah ihn dankbar an. Er schöpft hielt Chiari inne.

„Gut“, sagte er dann, wieder deutsch sprechend. „Du wirst dir wohl inzwischen einen neuen Liebhaber zugelegt haben, so daß du meiner nicht mehr bedarfst. Es ist mir einerlei. Im übrigen war ich schon deinem reizenden Wunsch entgegengekommen und habe bereits selbst meinem Anwalt Auftrag gegeben, die erforderlichen Schritte zu unternehmen. Dein Fortgehen aus meinem Hause gab mir ja die Möglichkeit dazu.“

Mit ungeheurer Anstrengung hielt sich Frau Marianne auf den Füßen.

„Wir sind fertig?“, fragte sie.

„Allerdings. Addio, Teuerste“, machte Chiari. Und zu Weiß gewandt, setzte er hinzu: „Lassen Sie mich abführen, Kommissar.“

„Gerne, Chiari“, knirschte Weiß.

Frau Marianne war auf dem Stuhl niedergesunken. Weiß nahm das Wasserglas und füllte es aus der Flasche.

„Warum muß das alles so häßlich sein?“, fragte sie mit gepreßter Stimme. Dankbar nahm sie das Wasser an.

Sie blieb noch kurze Zeit. Dann reichte sie dem Kommissar die Hand. „Haben Sie Dank, Herr Kommissar“, sagte sie leise.

Höflich geleitete sie Weiß zur Türe. —

Zum zweitenmal richtete sich Weiß zum Weggehen. Er trödelte dabei ein wenig. Er wußte selbst nicht, welches unbestimmte Gefühl ihn noch bleiben ließ. Schon in Mantel und Hut, nahm er die Zeitung wieder zur Hand und begann zu lesen.

Dann schalt er sich töricht. Stand auf, zündete sich für unterwegs eine Zigarette an. Im gleichen Augenblick wurde die Türe aufgerissen — der Bürodieners stürzte herein, ein dringendes Telegramm in der Hand.

„Was gibt's?“, fragte Weiß und schon riß er das Formular auf. Hastig überflog er die wenigen inhaltsreichen Zeilen.

„Hurra!“ brüllte er so laut, daß es der Bürodieners draußen auf dem Gang hörte und den Kopf schüttelte.

„Italiaangelegenheit kurz vor definitiver aufklärung stop anwesenheit hier dringend erwünscht stop generalkonsulat brüssel.“

Das war der Text des Funkpruchs.

12.

Je weiter sich René Savary von seinem Hotel entfernte, um so fester wurde sein anfangs so zögernder Gang. Harte Entschlossenheit sprach aus seinem Gesicht. An einem Kiosk kaufte er gewohnheitsmäßig ein paar Zeitungen, um sie ungelesen schon in den nächsten Papierkorb zu werfen. Als er eine Taxameterhaltestelle passierte, zögerte er. Aber er ging weiter zu Fuß.

Es war ein herrlicher Tag.

Er war in das Geschäftsviertel der Innenstadt eingebogen und blieb plötzlich vor einem Schaufenster stehen. Es war die Auslage eines Waffengeschäftes. Schöne, schwarzpolierte Browningpistolen, Dolche, Gewehre, Patronen lagen da. Noch schien René unentschlossen. Aber nur eine Sekunde lang. Dann trat er in den Laden.

„Füllen Sie das Magazin“, sagte er zu dem Verkäufer, nachdem er sich eine kleine, handliche Pistole ausgesucht hatte.

„Gewiß, Monsieur“, beeilte sich der Mann zu versichern.

Die Waffe in der Tasche, ging René weiter. Er wußte nicht, daß er schneller ging wie zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Rosenleben.

Im Garten — Sonnenüberglüht,

Ein Rosenstrauch, — er hat sich müd geblüht.

Er meinte wohl, sein königlich Verschwenden,

Sein überreiches Blühen würd nie enden!

— Nun steht die letzte Blüte offen,

Und sagend wächst in ihm ein Doffen

Vom Sinn des Blühens, — ob er Früchte trage

Als die Vollendung wonn'ger Frühlingstage.

— Ein Apfelbaum, — von Früchten überhangen,

Berspurte wohl der Rose zart Verlangen;

„Oh Rose, holde Königin,

Verkenne nicht den heil'gen Sinn,

Den dir in deinem Blütenleben

Des Schöpfers Wunsch und Will gegeben.

Du hast die Erde überwunden,

Nur wir, die wir noch erdebunden,

Wir müssen in des Frühlings Tagen

Erbühen, müssen Früchte tragen. —

Wir sind die Knechte dieser Welt,

Du bist, was uns die Kraft erhält,

Denn ohne „Schönheit“ löunt das Leben

Nie reichster Ernte Früchte geben.“

Grete Migeod.

Eine „Arche Noah“ wird ausgeladen.

Von Paul Cippver.

Wie trägt man einen Flamingo? — Kampf mit einem widerpenstigen Strauß. — Wenn Giraffen nicht wollen. — August, ein Elefant in den Flegeljahren. — Löwen purzeln ins Wasser.

Das Pariser Kolonialministerium bestellte bei Hagenbed die Einrichtung eines kleinen Zoo auf der Pariser Kolonialausstellung. 500 Tiere wurden zu diesem Zweck im Sonderzug von Hamburg nach Vincennes transportiert. Die folgenden Zeilen schildern den wichtigen Vorgang des Ausladens dieser hübschen Menagerie.

Wer von Ihnen allen, die Sie diese Zeilen lesen, kann sich einen Begriff von jenen abertausend Handariffen machen, die nötig sind, um eine „Arche Noah“ auszuladen? Ich bin, 40 Minuten Mittagspause ausgenommen, unentwegt tätig, habe mitgeholfen, so gut es ging, schon weil das Zusehen auf die Dauer peinlich ist, wenn alle mitarbeiten. Da heißt es „March, march!“ von einem Ort zum andern: jetzt zum Löwenwagen, dort die diplomatischen Verhandlungen unterstützen, damit wir einen einzigen Baum am Bearand fällen dürfen. Sonst mühten wir nämlich unsere Raubtiere 120 Meter vor dem Haus abladen, das heißt, jeder Löwe wäre einzeln in eine Umfakliste zu laden, auf dem Schlitten ins Raubtierhaus zu schleppen und mühte dort wieder ausgeladen werden. Das würde drei Tage Zeit beanspruchen — nach zweistündigem Palaver erlaubt uns der Gartenkommissar, die Art zu schwingen. Nun alle Mann zum Vogelausladen! Die Schwäne, Störche, Enten, Pelikane müssen endlich ins Wasser. Eine Kiste nach der anderen wird geöffnet, ich lerne Flamingos tragen; es gibt nur einen Griff „hinter den Schulterblättern“, dort, wo die Flügel angewachsen sind. Dann haumelt der lange Hals nach vorn, der wehrhafte Halsknabel kann unsern Fingern nicht gefährlich werden, und die dünnen Rohrstelzen der Beine hängen pendelnd abwärts, schlenkern in Luftstritten dicht über dem Boden. Dann halte ich Kraniche, indische Enten, Perlhühner, Hornrabben und Pelikane, denen die Schwungfedern etwas beschnitten werden, damit sie nicht allzu weit fliegen können. Immer, wenn ich solch einen Vogel loslasse, hüpfst und flattert er von der Steinmauer über den Bachlauf zu jener Insel, wo der Futtertroß steht. Aber das Fressen ist nicht die Hauptsache! Erst werden die Flügel so weit als möglich entfaltet, ein Schlagen der Schwingen hebt an, der ganze Vogel schüttelt sich, hüpfst und genießt seine Bewegungsfreiheit. Diese 150 tropischen und subtropischen Vögel werden es besonders gut haben; denn alles, was sie in ihrer Heimat fassen, finden sie auch hier: einen Schwimmsee, die trodene heiße Sandbank, Sumpf und kühle Schattenhöhlen, Kletterbäume, einen vielfach gewundenen Bach. Noch zwei Vorteile hat dieses von Hagenbed erbaute „afrikanische Sumpfgebiet“: morgens und abends bringt der Wärter frisches Futter in reichlicher Menge, und Krokodile gibt es hierzulande nicht.

Ich werde abgerufen, muß beim Aussehen der Antilopen helfen, den Zugelasanten holen, weil wir die großen Elefantilopenstiften etwas „geschoben“ haben wollen. Zwar ist es erstaunlich, wie die Last eines solchen Behälters aufgehoben werden kann durch zwei richtig untergelegte Holzrollen, aber solch ein Elefant schiebt eben doch schneller als acht Menschen. Durch einen kleinen Stoß mit dem Stiefelablaß werden die Rollen dirigiert, so daß die holpernde Kiste sich plötzlich in einer Kurve weiterbewegt, haargenau bis an die Pforte, die zum „Steppengelände“ führt. Dann werden die Deckel aufgemacht und Gnus, Blechböde, Zebras, Büffel und Drog stapfen, trippeln, poltern und springen in ihre Freiheit. Sie haben eine große, langgestreckte Weide mit schattenspendenden Bäumen, und vom benachbarten Sumpfgebiet der Wasservögel her zieht sich der Bach durch das Gehege. Deshalb laufen auch Jungfernkraniche, Störche, Perlhühner zwischen den Antilopen, machen das zoologische Bild noch bunter. Schließlich sehen wir sechs große Strauße dazu, spüren uns dabei das Hintertreiben der Risten. Mitten im Weg wird solch ein Kasten aufgemacht, zwei Wärter greifen blitzschnell zu, jeder packt einen Straußenschnabel, und nun toben sie mit dem lebendigen Transportstück los, werden oft vom Riesenvogel zur Seite gerissen, schwanken im Zickzack, aber ihre Fäuste lassen nicht loder, und endlich führen sie den Strauß doch dort hin, wo künftig seine Behausung ist. Dieses Transportieren sieht höchst gefährlich aus, und der Anschein trügt keineswegs; denn wenn die Männer ungeschickt wären, sich nicht trotz aller Turbulenz vorsehen würden, könnte der Zehenfuß dieser Laufvögel ihnen wohl das Bein abschlagen.

Inzwischen schaffen zwei andere Steller mit zwanzig französischen Siskotritten die 150 Affentisten nach dem Schlafhaus der Paviane, das in den großen Kletterfelsen

eingebaut ist. Die Affen sollen im gedeckten Unterkunftsaum erst einmal zur Ruhe kommen.

Das Löwenplateau wird durch eine 420 Quadratmeter große, nach drei Seiten offene Terrasse gebildet, die oberhalb der Antilopensteppe, dem Vogelsteich und der Flamingowiese aufwuchtet. Bunt prangende Pflanzenanlagen verdecken die 6 Meter tiefen und 8 Meter breiten Abperrungsgräben; collopenartig türmen sich im Hintergrund rötliche Felsblöcke zu einer Höhlenkluft. Aber noch habe ich keine Zeit, diesen Anblick ästhetisch zu genießen. Zu dreien bauen wir aus den mitgebrachten Eisengittern einen Laufgang vom Raubtierwagen ins Innere des Hauses, setzen kleine Risten zu einer Treppe zusammen bis an den ersten Ristig, und als nach vier Stunden Arbeit dieser Gittertunnel fertig ist, ziehe ich den Eisenschieber hoch. Neugierig schnuppernd kommt ein Löwe aus seinem Reisewagen, gleitet in den Tunnelgang und hummelt gemächlich an uns vorbei seinen vorgeschriebenen Weg in die Sicherheit der künftigen Wohnung. Der Nächste hat ein hitziges Temperament; er brüllt, stinkt säheblendend und nervös den Laufgang hin und her, schlägt mit den Taten und will lange Zeit nicht die Bahn freigeben für seine Kameraden. Die jungen Löwen führen wir die friedliche Straße — sie miauen — mit zärtlichen Lodungen vom Wagen in den Stall, und kurz vor der Dunkelheit flühen auch die sechs großen Schwarzbemähten an ihren Plätzen.

Der laue Zebraheft wird von Professor Vogeljang mit Kampferspiritus massiert und durch große Mengen von Medizin gestärkt. Jetzt ist Feierabend. Bis auf die Giraffen, einige Gnus und die Löwenmutter sind alle Tiere ausgelastet, wir Menschen aber zum Umfallen müde.

Am andern Morgen laßt die Aussicht auf ein heimatisches Mittagbrot, denn Vater Timm setzt schon um 6 Uhr einen Riesentopf aufs Feuer, Erbsensuppe mit Speck. Zuvor müssen die Giraffen heil in ihrem Gehege sein; das macht viel Mühe, kostet Schweiß und Aufregung, denn die Tiere fühlen sich in ihren warmen, gepolsterten Reiseboren so wohl, daß sie nicht herausgehen wollen. Mit Gewalt ist nichts zu machen. Immer wieder hält ihnen der Pileger ein Gefäß mit Milchreisuppe vors Gesicht, läßt sie ein wenig trinken und versucht dann, rückwärts gehend, die Giraffen mitzuladen. Bei zweien gelingt es, bei der dritten schließlich auch, die vierte weicht und wankt nicht, audt auch am Abend noch spöttisch-gutmütig zu uns herab, als freue sie sich, uns ein Schnippen geschlagen zu haben.

Die mißtrauisch reizbare Löwenmutter und ihre vier Kinder sind auf besonders gesichertem Weg ebenfalls in ihren Wohnraum gekommen; die Gnus wälzen sich im Kral und nehmen ein Staubbad; wir können mit dem heutigen Tag recht zufrieden sein, kein Tier ist beschädigt.

Es regnet leider an den nächsten beiden Tagen immer wieder für Stunden, aber wir benützen jeden trodenen Augenblick, um die empfindlicheren unserer Pfleglinge in die neuen Tieranlagen zu gewöhnen. Ich erlebe mit großer Beglückung die Freude aller dieser Kreaturen an Sonne, Licht und Bewegung. Meine engeren Reisefameraden, die Elefanten, schlenkern, trollen, ja springen veranlaßt auf ihrem Sandplateau zwischen den Bellen, scheuern ihre Lederhaut am Gestein, wühlen Löcher in den Boden und blasen sich gegenseitig Staub auf die Stirn. Schließlich entdeckt der Zwerg August das Wasser. Frech und unbekümmert wadet er hinein; seine Mutter Roma trompetet vor Schred und will ihn zurückhalten. Doch der Elefantensohn hat schon Geschmack am Baden gefunden; er plautsch und spritzt, quiescht und — schwimmt. Was bleibt da der guten Mutter anders übrig, als auch unterzutauchen, das weißliche Grau ihrer Haut naß und dunkel zu machen? Es dauert keine Viertelstunde, dann schwimmen und baden alle fünf Elefanten, vergnügen sich wie übermüdete Menschenkinder, trotzdem Roma allein fast hundert Zentner wiegt, halten ihre Rüsselnasen gleich Peristopen hoch und folgen keinem Kommando ihres indischen Wärters, weil dieses lang vermiste Bad schöner ist als jede Futterlodung.

Drüben im Schatten der Ulmen und Kastanien stapfen jetzt die vorfinkeltlichen Gestalten der Giraffen, zwipen am Gras und lassen sich durch die Straußenvögel nicht stören, die, wie im afrikanischen Heimatland, zwischen ihnen äßen. Gitter gibt es auch hier nicht; nur ein Abperrgraben, durch Rakteen und Steinpflanzen kaschiert, trennt das Publikum vom Tier.

Nachmittags öffnet sich die Eisentlappe im Affenhaus. Wie ein Gebirgsbach schäumt das Meer der 150 Paviane aus der Höhlung. Gekerdn, freischend, schnatternd umrunden

Die drei Männer erwogen alles mögliche. Sollten einen Frenzel ausplündern, der neben mir wohnte. Aber da wußte Frenzel, daß der Fuder aus Dresden, daß er ein Hochklapier sei. Sie erwogen einen Anschlag auf eine fette Amerikanerin, die verlenbhangt beim Diner erschien. Frenzel wußte, daß sie die Perlen jeden Abend nach dem Essen sofort ins Stahlsack des Hotels trug. Sie erwogen noch zwei oder drei andere Gänge. Bei jedem war irgend ein Hindernis. Und dann kamen sie auf mich. Sprachten von der Nacht, von meinem teuren Wagen, von meiner vornehmen Zurückgezogenheit. „Eben, weil er nicht so aussieht, hat er sicher viel Geld“, meinten sie. Man beschloß, mich auszuplündern. Ich weiß nicht mehr wieso, aber damals kam mir dieser Gedanke so urkomisch vor, so ausgefallen und lustig, daß ich leise vor mich hinlachte.

Wir Menschen bliden uns befriedigt an bei Sonnenuntergang, betrachten mit Genuß die schönen Anlagen, die nun mehr und mehr durch unsere Tiere bevölkert sind. Morgen wollen wir das schwierigste Experiment machen, die Löwen auf die gitterlose Terrasse gewöhnen. Dann mag Heinrich Hagenbed kommen, der Vater dieser Schöpfung, Kritik üben und das vollendete Werk dem Ministerium übergeben.

Auch die Raubtiere sind nun in Freiheit. Die Pläne und Entwürfe haben sich bewährt, es ist kein Unglück geschehen. Aufregung gab es allerdings, zweimal sind uns gerade die größten Löwen hinabgestürzt in den nassen Abgrund. Sie gaben sich zu sehr dem Fangspiel hin, die alten Herren, und kamen dabei an den Rand der Terrasse, so daß einer den andern ins Leere stieß. Nun, das ist nicht gefährlich, nur ein unfreiwilliges Bad und eine Klettertour durch den hohlen Fels, dann kann sich der Wasserscheue oben in der Sonne wieder trocknen. Aber ich habe herzlich lachen müssen — über das verdunkelte Gesicht des Löwen, der oben blieb und fassungslos hinunterstarrte zu seinem Kameraden.

Wie Henter plötzlich taub wurde.

Skizze von Lotte M. Zischla.

Wir saßen im Speisewagen der Rhodofian-Eisenbahn, fuhren nun den vierten Tag durch das Hochland Africas. Dschungel, Urveld, Sandsteppe. Wieder Urveld, wieder Sandsteppe, wieder Dschungel. Hitze und das ewige leise Schaukeln der großen Pullmanwagen. Es wäre zum Verzweifeln gewesen, wenn nicht der Oberst Cole im gleichen Wagen gegessen hätte. Ein alter Herr mit schneeweißem Haar über einem rotbraunen Sportgesicht. Er erzählte seit vier Tagen Anekdoten. „Mein Vater war noch mit Dumas Sohn bekannt“, sagte er eben. „Sie saßen bei Premier, als der Kritiker Guton eintrat. Man sprach natürlich von Dumas' neuem Roman. „Wissen Sie“, sagte der Kritiker, „das Werk ist gut, aber es sind schon komische Sätze drinnen. Gleich am Anfang sprechen Sie von einer schmerzhaften Leere. Wie kann eine leere Sache schmerzen?“ — „Run, mein Lieber“, hat damals Dumas geantwortet, „haben Sie noch nie Kopfschmerz gehabt?“

Wir lachten. Mitten in unsere Heiterkeit aber kam ein erschreckter Schrei. Ein Schuß fiel. Mit einem Ruck hielt der Zug. Der Oberst lief nach vorn. Wir erfuhren später, daß Henter, der bekannte Detektiv aus Kapstadt, eben einen ganz gefährlichen Durschen abgefangen hatte, den Spießgesellen einer Bande, die unseren Zug berauben wollte und ihn vielleicht zum Entgleisen gebracht hätte, wenn Henter nicht zur Zeit dazugekommen wäre. Oberst Cole kannte den Beamten gut, er stellte ihn uns vor, wollte unbedingt die Geschichte dieses Fanges hören. Henter lachte ihn aus. An dem Fall sei wirklich nichts Interessantes, meinte er, eher an der Geschichte, die ihn zum erstenmal mit dem Verbrecher in Berührung gebracht hatte, mit seiner Bande vielmehr.

Ich hatte damals meinen ersten Europa-Urlaub. Verbrachte ich in der Riviera. Mein Freund hatte eine Nacht in Nizza liegen, er lud mich auch ein, sein wundervolles Auto zu benutzen, während er nach Paris fuhr, und so kam ich in den Ruf eines überaus reichen Mannes, ohne es irgendwie zu sein. — Ich dachte damals gerade an ein paar wichtige Fälle, sprach wenig, kannte niemanden in dem Hotel, das ich bewohnte.

Es war an einem Freitag Abend, als ich das Telegramm über den Grogger-Fall bekam, meine erste große Arbeit. Ich sann stundenlang über die Zusammenhänge nach. Eine herrliche Nacht hatte die Gäste aus dem Rauchzimmer getrieben. Ich war allein. Saß tief in einem Sessel verfunken im Finstern und dachte nach.

Ich weiß nicht, welcher verheulichte Zufall die Bande Frenzels, eben des Durschen, den ich jetzt abging, zu ihrem Kriegsrat in den Rauchsalon führte. Kurz, die Leute betraten den finsternen Raum, in den fast nie jemand um diese Stunde kam, schalteten eine kleine Stehlampe an und berieten über neue Raubzüge. Sie schienen vollkommen mit ihrem Gelde fertig zu sein. Ich war ungewollt Zeuge geworden.

Die drei Männer erwogen alles mögliche. Sollten einen Frenzel ausplündern, der neben mir wohnte. Aber da wußte Frenzel, daß der Fuder aus Dresden, daß er ein Hochklapier sei. Sie erwogen einen Anschlag auf eine fette Amerikanerin, die verlenbhangt beim Diner erschien. Frenzel wußte, daß sie die Perlen jeden Abend nach dem Essen sofort ins Stahlsack des Hotels trug. Sie erwogen noch zwei oder drei andere Gänge. Bei jedem war irgend ein Hindernis. Und dann kamen sie auf mich. Sprachten von der Nacht, von meinem teuren Wagen, von meiner vornehmen Zurückgezogenheit. „Eben, weil er nicht so aussieht, hat er sicher viel Geld“, meinten sie. Man beschloß, mich auszuplündern. Ich weiß nicht mehr wieso, aber damals kam mir dieser Gedanke so urkomisch vor, so ausgefallen und lustig, daß ich leise vor mich hinlachte.

Das Lachen brachte mir unangenehme Minuten. Plötzlich war das Zimmer hell erleuchtet, dann wieder finstern. Drei Leute standen vor mir, deren Entschlossenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Ich war unbewaffnet; der Mann vor mir hatte die Faust im Sa, umklammerte da einen Browning. Würden sie mich hier im Hotel kalt machen? Sie waren nicht so dumm.

Ich zermartete mir das Hirn nach einem Ausweg. Wußte genau, daß sie mich auf einen „Ausflug“ nehmen würden. Einer links, einer rechts, die Pistolen im Sa auf mich gerichtet. Der Fördner schlief halb, merkte wohl kaum etwas. Sonst war um diese Zeit kein Mensch in der Halle. Sie würden ein Auto nehmen und auf der Corniche fahren, bei einer der Bauten einen Sandsack nehmen und ihn mir über den Schädel schlagen. Dann Whisky zwischen die Lippen. Schließlich mit dem Auto über mich weg. . . ein Unfall. „Verauschter Hotelgast auf der Corniche überfahren“, würde in den Zeitungen stehen. Frenzel sprach damals; deshalb habe ich mir sein Gesicht eingepreßt, deshalb erkannte ich ihn heute und konnte ihn verhaften.

„Sie haben unser Gespräch gehört“, sagte er damals. „Wir könnten Sie hier kalt machen, aber das wäre umständlich. Wir werden Sie in einem Landhaus einsperren. Es wird Ihnen weiter nichts geschehen. Bis Sie freikommen, sind wir fort.“

Ich machte ein erstauntes Gesicht, rührte mich nicht, nahm meine Zeitung auf und las.

„Es geht um Ihr Leben, Herr“, zischte Frenzel. „Kommen Sie gutwillig mit!“ Es wurde also ernst. Was nützen in solchen Augenblicken alle Methoden? Der Mann war verzweifelt, er würde töten.

„Kommen Sie!“ sagte er noch einmal.

Da sandte mir der Himmel den rettenden Gedanken. Ich nahm einen Bleistift, der neben der Zeitung lag, riß einen Streifen Papier ab, schrieb ein paar Worte und hielt sie dem Verbrecher hin. Er las, schaute mich einen Augenblick prüfend an, zeigte den Zettel seinen zwei Kameraden. Dann gingen sie aus dem Zimmer.

Nun, ich hatte bloß geschrieben: „Wollen Sie bitte aufschreiben, was Sie wollen? Ich bin taub.“

Ich mußte warten, denn die Drei beobachteten mich. Es war dann zu spät, als ich die Polizei verständigte. Erst jetzt habe ich Frenzel wiedergesehen. Er glaubte bis heute an meine Taubheit.

Wußten Sie das schon?

Künstliche und doch echte Perlen werden erzielt, indem man Auster fängt und die Schalen so weit öffnet, damit man ein winziges Körnchen gewöhnliches Porzellan einschleiben kann. Dann wird die Auster auf die Austerbank zurückgebracht und erzeugt allmählich eine Perle. Die Chinesen haben ein ähnliches Verfahren. Sie fischen eine bestimmte Muschelart und zwingen winzige metallene Buddhafiguren oder andere Gottheiten durch den Spalt, die sich dann mit wirklichem Perlmutter überziehen und verkauft werden.

Die Linien auf den Fingerspitzen, die heute das sicherste Identifizierungsmerkmal darstellen, sind von der Natur angebracht, um die Hautfläche zu vergrößern und sie empfindsamer zu machen. Sie zeichnen sich an den Fingerspitzen am deutlichsten ab, weil hier das Tastenkönnen am wichtigsten ist. Man findet diese Linien auch seitlich an den Füßen, ein Beweis, daß in früheren Zeiten Hände und Füße die gleichen Funktionen hatten.

Die jungen Mädchen von heute sind im Durchschnitt größer, breiter in den Hüften, schmaler in den Schultern und schwerer als ihre Mütter im gleichen Alter waren.

Wer sich im Walde verirrt, kann in den Bäumen selbst einen guten Wegweiser finden, wenn er daran denkt, daß die Nordseite der Stämme moosiger und grüner ist als die andere, da sie weniger Sonne und Wärme bekommt.